



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

VI. Ergebnisse

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

windung der Antike durch neuere Kunst. Der Schluß der Vorlesungen über das Schöne nimmt Lessings Wort auf: „Es wird das neue Evangelium kommen.“ Müllers eigenes Ideal der Verknüpfung der Gegensätze zielt auf eine neue Gestalt der Religion, der „Mutter aller Künste“. Aber dies Ideal wurzelt im Christentum, ist — wie Lessings „neues Evangelium“ — nur Steigerung christlicher Anschauung.

Unmittelbarer setzt sich in den Reden über die Beredsamkeit der Gedankengang der Vorlesungen über das Drama fort. Ist hier der Tod rechter Maßstab, so dort die Liebe; ein allerdings minder sicherer Maßstab. Versöhnt sind in der neuern, christlichen Welt die Widerstreite des Irdischen und des Ewigen. Darum sind die Neuen den Alten überlegen, fehlt selbst einem Demosthenes, was dem Neuern, dem Christen, selbstverständliches Bedürfnis und selbstverständlicher Besitz ist.

Immer nur vom Christentum spricht Müller. Allein die Reden über Beredsamkeit verraten unverkennbar genug, daß ihm zuletzt Katholizismus das wahre Christentum ist. Die großen christlichen Redner, die er zu preisen hat, sind durchweg Katholiken. Von Luther kein Wort; freilich auch nicht von deutschen Rednern des Mittelalters. Doch ausdrücklich gesagt ist hier nicht, wie er das einzelne Glaubensbekenntnis wertet. Mit seinem Wortlaut kann sich eine Zeit befreunden, die wieder der Religion zustrebt und gleich ihm gegen „Gottesschen“ kämpft. Ist diese Zeit wie Müller bereit, der Religiosität des Christen mehr Rechte zuzubilligen als der Religion der Antike?

VI. Ergebnisse

Auf dem langen Weg durch Müllers ästhetische Ansichten war vielfach Neues und Wertvolles anzutreffen, zuweilen Gedanken, die auch heute noch ausgeschöpft zu werden verdienen, um so mehr als sie bisher zu wenig verwertet worden sind. Es ist ihm hoch anzurechnen, daß er nach und neben der Ästhetik der deutschen Romantik, zunächst der beiden Schlegel, noch viel Wichtiges vorzubringen wußte. An Wirkung ist er den Schlegel nie gleichgekommen. Wenn versucht worden ist, in Müller den wahren Gedankengeber der Romantik gegen die Schlegel und vor allem gegen F. Schlegel auszuspielen, so bleibt das auf ästhetischem Feld nur in dem engen Sinn beachtenswert, daß er, fußend auf den Arbeiten der Schlegel, noch etwas zu sagen hatte. Allein solche Ergänzung und Vertiefung hatte nie die Stoßkraft der Schlegel. Wilhelm Schlegels Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur weckten — mehr noch im Ausland als auf deut-

ischem Boden — so außerordentlich viel, daß Müller dagegen nie aufkommen konnte. (Ich verweise auf Josef Körners Schrift „Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa“, Augsburg 1929.) Friedrichs Schrifttum sogar lebte sich niemals gleich umwälzend in die Weite aus. Daß es für einzelne um so mehr bedeutete, erweist nicht zuletzt Müller selbst. Ich möchte nicht, wie es geschehen ist, schlecht-hin erklären, Müller habe F. Schlegels Philosophie übernommen. Doch auf Schritt und Tritt nennen Müllers ästhetische Arbeiten F. Schlegel als seinen Gewährsmann. Auf weiter Strecke arbeitet er mit Gedanken, die von F. Schlegel zuerst vorgebracht worden waren, noch dort, wo er das nicht ausdrücklich sagt.

Betont sei, daß all das nur für Müllers Ästhetik gilt, nicht für seine Staatslehre. Dagegen ist es der hohe Vorzug seiner Ästhetik, daß sie ein gutes Auge für Gesellschaftliches hat. Wenn irgendwo, so hat sie von dieser Seite F. Schlegel und dessen nächste Genossen zu überholen. Wir lernten inzwischen gut genug, Kunst auch im gesellschaftlichen Sinn zu sehen, daß manchen Müllers Gewinne, die aus solcher Schau stammen, für selbstverständlich gelten mögen. Desto mehr müssen sie sich wundern, daß nicht schon vor Müller die deutschen Romantiker gleich weit gelangt sind. Gedacht ist hier besonders an die Wertung der Komödie und auch des Aristophanes.

Hatte Müller für seine Ästhetik ein minder umfangreiches Publikum nicht nur als Wilhelm, auch als Friedrich, so wurde ihm das hohe Glück zuteil, einen großen Künstler aus nächster Nähe fördern und ihm beratend beistehen zu können: Heinrich von Kleist. Gleiches Glück hatten die Schlegel nie. Über Müllers Wirkung auf Kleist ist manches gefabelt worden, zuletzt noch von wissenschaftlicher Seite. Wie bedenklich es ist, dergleichen Einflüsse nachweisen zu wollen, ergab sich auch hier. Wagt man wirklich zu entscheiden, was Kleist von Müller, was Müller von Kleist übernommen hat? Gedankenverwandtschaft beider hatte auch ich festzustellen. Und auch in diesem Zusammenhang spielt Gesellschaftliches, spielt die Bedeutung der im Staat gegebenen Gemeinschaft eine wichtige Rolle. Besseres Recht besitzen immer noch neuere Versuche, den Dichter des „Homburg“ durch Müller bedingt zu sehen als der ältere, der sehr frühe Brauch, Müller zu Kleists bösem Genius zu machen.

Nicht seien jetzt alle Gründe erörtert, die zu dem abfälligen Urteil über Müllers Charakter führten. Dies Urteil, schon in erster Zeit gefällt, klingt immer noch nach. Es erblickt in ihm einen überzeugungslosen Sophisten. Sophistisches war auf meinem Weg durch seine

Schriften über Ästhetisches anzutreffen. Wo liegt die eigentliche Wurzel solchen Vorwurfs?

Von Sophistik soll heutzutage nicht mehr geredet werden, als sei sie ein schlimmer alter Brauch, der von Sokrates ausgerottet worden ist und seitdem nur bei ganz üblen Gesellen sich antreffen läßt. Man wolle nicht übersehen, daß wir allerjüngstens eine neue sophistische Haltung durchgemacht haben. Dank Paul Ernst und einigen andern ist es jetzt den Menschen leidlich klar geworden, wie sophistisch die Welt, nicht zuletzt die deutsche, am Ende des 19. Jahrhunderts war. Oft genug wies ich auf diese Tatsache hin; ich will das alles nicht wiederholen.

Wer selbst eine solche Welle der Sophistik miterlebt hat, kann um so besser sagen, in welchem Sinn Adam Müller der Sophistik nahekommt. Man darf die Sophistik Müllers wohl dort suchen, wo er sich mit der Zeit um 1900 am engsten berührt. Es war eine Zeit des Relativismus. Müller aber beginnt mit einer Kriegserklärung gegen alles Absolute. Er nimmt dann einiges von dieser Kriegserklärung zurück. Allein Wesentliches bleibt bestehen. Das suchte ich oben zu erweisen. Jetzt möchte ich hinzufügen: Auch Müllers Bekenntnis zu einem Glauben, der am Absoluten festhält, gewöhnte ihm nicht die Neigung ab, die Welt relativistisch zu sehen und zu werten. In einer Zeit, die in Hegel einen Umwalt relativistischer Weltanschauung weckte, ging Müller sofort bis ans Ende des Relativismus. So wäre der rechte Augenblick für seine Wiedererweckung das Ende des 19. Jahrhunderts gewesen. Als sich diese Wiedererweckung endlich vollzog, war die Weltenuhr schon weiter vorgerückt. Wirklich ergab sich sofort starker Widerspruch von der Seite, die den Relativismus schon überwunden hatte. Ich meine natürlich Carl Schmitt. Sein Buch über „Politische Romantik“ ist tatsächlich ein Bekenntnis gegen Relativismus.

Der führende relativistische Begriff Müllers ist die vermittelnde Kritik. Sie stützt sich auf seine Lehre vom Gegensatz. Wieweit sie vorwegnimmt, was in meinem Fach um 1900 galt, war schon zu sagen.

Jetzt darf ich behaupten: Müller ist um den Gewinn seiner Schriften über Ästhetisches gekommen, weil er sich die Wirkung durch eine zur Schau getragene Relativistik und durch die Griffe, die er dank ihr übte, verdorben hat. Ich verzichte gern darauf, die Anlagen Müllers zu untersuchen und nachzuweisen, wie sich in solchen Griffen etwas Angeborenes auslebte. Mir geht es nur um die Bestimmung der Ursache, die den Zuhörern und Lesern Müllers nahelegte, ihn für nicht ganz ehrlich zu halten, ihm nicht zuzutrauen, daß er von der Wahrheit seiner Worte überzeugt sei.

Soll Gesinnungswechsel Müllers da mitspielen? Den Roman-
tifiern wird er oft vorgeworfen. Übersehen ist dann zumeist, daß der
Deutsche, der Mensch des Werdens, ungern auf einer einzigen Stelle
stehen bleibt. Unbeweglichkeit ist für den Deutschen vielmehr Gegen-
stand eines Vorwurfs. „Wie ich beharre, bin ich Knecht.“ Muß noch
gesagt werden, welche Wandlungen sich in Goethe und in Schiller
durchgesetzt haben? Goethes Weg vom naiven Realismus zur An-
erkennung der engen Grenzen aller Erfahrung und zu der Ansicht, daß
Künstler, die von der Natur reden, eigentlich die „Idee“ meinen, ist
nicht kürzer als Schillers Weg vom Eudämonismus zum kategori-
schen Imperativ.

Müller vollzieht allerdings die eine Wandlung, die vielen Roman-
tifiern bitter verdacht wird. Er tut es indes sehr früh, schon unmittelbar
nach seiner ersten Veröffentlichung. Er hatte wohl zuzugeben, daß
er nun auch etwas zu widerrufen genötigt sei. Doch viel weniger hatte
er zu widerrufen als andere neben ihm. Das Wesentlichste bleibt bei
ihm unberührt, während andere nicht nur vom Unglauben zum Gottes-
glauben, auch vom Weltbürgertum zu Volksgebundenheit, von der
Absicht, alte Staatseinrichtung umzustürzen zur Verklärung altehr-
würdiger Staatsordnung vorzuschreiten hatten. Sogar die Methode
seines Denkens bleibt gewahrt. Der Kern seiner Lehre vom Gegensatz
erhält sich bis zuletzt.

Ist vielleicht gerade diese Lehre vom Gegensatz und die Verwertung,
die ihr bei Müller ersteht, Anlaß der Angriffe, die er von Anfang
an zu befahren hat? Mag sie mit Hegels Dialektik mehr oder minder
verwandt sein, sie teilte mit dieser Dialektik das Los, vielen für Hirn-
gespinnst zu gelten. Doch gegen Hegel kehrte sich nur der Einwand,
er vergewaltige den Reichtum des Lebens durch Einordnung in ein
logisches Schema. Unehrlichkeit warf ihm keiner vor. Nicht in der
Gegensatzlehre an sich, nur in der Art ihrer Verwertung liegt bei
Müller der Anlaß zu solcher Anklage.

Denn sie wird ihm zum lieben Mittel seiner Rhetorik. Er miß-
braucht sie im Dienst einer Ausdrucksform, die gerade dem Deutschen
wie bewußtes Verschleiern der Wahrheit erscheint. Doch schon die
antike Begriffsbestimmung, Rhetorik sei eine „ars persuadendi“ deutet
auf Ähnliches hin. In Müllers Reden über Beredsamkeit wird das
kaum berührt. Aber an entscheidender Stelle verweilt er lange bei
einem Kunstgriff der „ars persuadendi“; noch mehr: er baut mit
diesem Griff das Ganze der Reden auf.

Was zuletzt den Sieg erringen soll, wird zunächst niedrig einge-

schägt. Die Deutschen enthüllen sich am Ende als das auserwählte Volk höchster Beredsamkeit; zu Beginn ist es, als sei kein Volk derart einsamem Sinnen geneigt und daher minder zu Rede befähigt. Wird da nicht nach altem Brauch der Sophistik die schwache Sache zur Stärken gemacht? Allein Müller spielt gerade hier mit aufgedeckten Karten. Diesen einen Griff des Redners erläutert und rechtfertigt er ausführlich. Als ob er Zacharias Werner vor Augen hätte, meldet er von der Macht des Redners, der sich selbst zuerst aufs schärfste anklagt, um dadurch desto stärker zu überzeugen. (Werner, der von Müller wenig freundlich gewertet wurde, kam erst 1814 als Prediger nach Wien.)

Was nachgewiesen werden sollte, war nicht Tatsache, ruhte schier nur auf einer Hoffnung. Sie hat sich nachmals bestätigt. Als Deutschland endlich ein Parlament erhielt, traten wirklich die großen deutschen Redner ans Tageslicht, die von Müller vorausgesagt worden waren. Forderte indes Müller nicht viel Vertrauen von seinen Hörern, wenn er sich so zuversichtlich als Geher aufspielte? Lag nicht nahe, solcher Redekunst nachzusagen, sie wisse alles zu beweisen? Und war das nicht Sophistik?

„Nur als oratorische Leistung darf man Müllers Argumentation beurteilen“, sagt Carl Schmitt (Politische Romantik, 2. Aufl. G. 191).

Ich möchte dieses überscharfe Wort etwas mildern: Müllers Argumentation ist zuweilen nur oratorische Leistung. Das erwies sich auch in der Zergliederung seiner Arbeiten über Ästhetisches. Es erwies sich am schlimmsten, wenn im Schwung der Rede sich Begriffsgegensätze inhaltlich verschoben; vollends wenn Begriffe, die durch Müller einen neuen Inhalt gewannen, unversehens in ihrem altüblichen Sinn auftauchten, in nächster Nähe der neuen Grundbegriffe Müllers, und ohne daß der Redner, vielmehr der Schreiber sich einer Unfolgerichtigkeit bewußt wurde oder gar den andern Sinn hervorhob, den das Wort an der Stelle hatte. Besonders der Begriff „dramatisch“ erscheint in buntem Wechsel und ohne Warnungstafel bald in üblichem Sinn, bald im ungewöhnlichen Sinn Müllers. Gens warf mit Recht dem Freunde (G. 130 f.) Mangel an Sorgfalt bei der Abfassung der Vorlesungen vor.

Überhaupt sind diese gegensätzlichen Grundbegriffe, die sich nach Müllers Lehre vom Gegensatz dialektisch zu einer höhern Einheit verbinden, durch ihre Übermenge seinem Schrifttum sehr gefährlich geworden. Er heßt sie zu Tode, wenn auch dabei mancher Gewinn abfällt. Wieder einmal übersah ein Denker, um wieviel mehr die Hälfte ist als

das Ganze. Solche Grundbegriffe wollen mit sorgsamer Hand geprägt werden. Wölfflin bot seine Grundbegriffe nach langjähriger Erprobung als Ergebnis eines unablässig tätigen Forschens. (Daß auch Wölfflin nicht alle Gefahren mied, die bei solcher Begriffsbildung drohen, ist nicht zu bestreiten; ich selbst suchte das zu zeigen.) Müller aber hat für jeden Gegenstand neue Grundbegriffe bereit. Sie sinken dadurch von vornherein zu Leitmotiven des Redners herab, als wären sie nur für die einzelne Redefolge da; wirklich hatten sie kein Nachleben, kaum bei Müller selbst. Carl Schmitt spricht im Hinblick auf Müllers gesamte Schriftstellerei von einer „hochromantischen“ Aufstellung und Vermengung aller möglichen Gegensätze (S. 191). (Ob sie hochromantisch ist, wäre zu erwägen. Sie berührt sich ohne Zweifel mit Neigungen F. Schlegels oder Hardenbergs. Allein vor allem F. Schlegel schuf Gegensätze von Grundbegriffen, die sich als dauerhaft erwiesen.) Schmitt führt eine lange Reihe solcher Gegensatzpaare vor: Mann und Weib, Stadt und Land, Adel und Bürgertum, Oberhaus und Unterhaus, Leib und Seele, Person und Sache usw. Die Liste wäre aus den Schriften über Ästhetisches noch beträchtlich zu ergänzen. Schmitt fügt hinzu: „Sie werden vertauscht, bald als parallele Kontraste, bald als Gegensätze, bald als Identitäten behandelt, und bleiben immer nur Töne und Akkorde, die sich mischen, kontrastieren oder harmonieren, je nach dem oratorischen Effekt im einzelnen Falle.“ Schmitt bringt einen überzeugenden Beleg, der vor allem den Grundzug Müllers erweist, im Augenblick einen Gegensatz für mehr oder minder bildhafte Deutung eines andern Gegensatzes sich zurechtzulegen; dabei ist der vergleichsweise verwertete Gegensatz im Dienst des Einfalls zurechtgemodelt. Ein Unbefangener würde diesen zweiten Gegensatz anders sehen als Müller. Müller selbst sieht ihn so, weil er den zweiten Gegensatz, der den ersten erklären soll, nur von der Seite des ersten nimmt. So bringt Dichtung Vergleiche und Gleichnisse; auch sie sagt von dem Gegenstand, der als mehr oder minder Gleiches herangeholt wird, wesentlich nur, was für den Gegenstand, der durch den Vergleich erläutert werden soll, taugt. Müllers Grundbegriffe gehören zum guten Teil in das Gebiet des Metaphorischen.

Zum guten Teil. Meine Zergliederung hat gezeigt, daß zuweilen auch Wertvolleres ersteht. Es gibt Fälle brauchbarer wechselseitiger Erhellung. Fraglich bleibt dann nur, ob gerade die Worte, die von Müller zur Bezeichnung der Gegensätze verwertet werden, ersprießlich und notwendig sind. Ob nicht vorhandene Wortgegensätze ge-

nügt, ja Besseres geboten hätten. Träte die alte Bezeichnungsweise auf, würde sie nicht dauernd durch eine Fülle neuer Bezeichnungen ersetzt, so käme der Eindruck nicht oder weniger zustande, daß wir ein geschicktes Ballspiel mit Begriffen staunend erleben, staunend, aber auch voll Zweifel.

Unnötig ist, ausdrücklich zu erklären, wie weit durch solche Neigungen Müller von Hegel sich entfernt, von der Dialektik auch, die vorher bei Schiller sich findet; dann von dem Arbeiten mit Polaritäten, wie es im Geistesbund mit Goethe von Schelling geübt wird. Am gefährlichsten für Müller wird seine taschenspielerartige Gewandtheit im Verwerten von Begriffsgegensätzen dort, wo der eigentliche und höchste Zweck der Dialektik und des Begriffs Polarität erreicht werden soll. Triadisch geht es weiter von Satz zu Gegensatz und dann zur Verbindung der Gegensätze. Die Synthesis von These und Antithese ruht auf schwachem Grund, wenn These und Antithese unscharf umrissen sind. Letztes Ziel Müllers ist „vermittelnde Kritik“. Ihr zuliebe treibt er das Spiel der Gegensätze. Sie soll doch die These und die Antithese zur Synthese zusammenballen und dadurch das Eigenrecht von These und Antithese erweisen. Da jedoch volle Strenge der Begriffsbestimmung von These und Antithese nur selten erreicht ist, kommt der Aufbau der Synthese ins Wanken. Aus angeblich strenger Logik des Bewertens wird ein Relativismus, der schlecht hin nach Bedarf und Geschmack allem Gerechtigkeit widerfahren läßt. Müller gelangt dahin, wo Betrachtung von Kunst am Ende des 19. Jahrhunderts stand. Schon bei der Erörterung des Begriffs der vermittelnden Kritik in den Vorlesungen über deutsche Wissenschaft kündigte sich das an. Nicht scharferfaßte Begriffe, sondern geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit entscheiden. Das Ideal des Kritikers wird wie um 1900 der recht freie und gebildete Mensch, der sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen kann, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade. Das Lyceumfragment 55, das ich hier anführe, gilt längst als wichtigstes Zeugnis für das Proteische der Romantik. Müller wahrt sich die Rechte eines romantischen Proteus mit um so mehr Geschick, als ihm dabei sein rednerhaftes Ballspiel mit Begriffen zu Hilfe kommt. Es erlaubt ihm, von Fall zu Fall die Begriffe zu schaffen und zu nutzen. Hier ist der Okkasionalismus wirklich unverkennbar, den der Romantik und Müller ihr scharfer Kritiker Carl Schmitt zubilligt.

Das Proteische der Romantik pflegt man mit dem Begriff der romantischen Ironie zu verbinden. Wenn anders Ironie des Sokrates oder der Romantik ihrem Träger eine unbezwingliche Stellung im Kampf der Geister möglich macht, eine Stellung mindestens, aus der sich stets der Ausweg in eine noch gesichrtere eröffnet, so ist Müller Träger solcher Ironie. Nicht umsonst sagt er so viel von romantischer Ironie, wo er von Aristophanes zu sprechen hat. Wirklich bezeichnen die „Prolegomena einer Kunst-Philosophie“ im „Phöbus“ gleich zu Beginn das dialektische Verfahren Müllers als „echte platonische Ironie“ (oben S. 160). Ein arger Fehlgriff wäre es, die Romantik Müllers als glückliche Überwindung der Frühromantiker anzusehen, die sich noch an dem Spiel romantischer Ironie ergöhten. Müller ist vom Scheitel zur Sohle opportunistischer Träger romantischer Ironie, mit jeder Wendung bereit, sich selbst zu sichern. Ein trügender Schein strenger Logik hängt seinem Werk an, das tatsächlich freies Walten mit mehr oder minder guten Einfällen ist. Die Waffen, die er ins Feld führte, genügen nicht immer scharfer Prüfung. Doch glückliche Einblicke in wesentliche Einzelheiten, Feinfühligkeit im Ergründen von Leistungen des Geists bleiben seine Vorzüge. Dank solchen Mitteln, nicht dank seiner Systematik ist er an mancher Stelle über seine Vorgänger hinausgelangt.

Diese Vorzüge sind um so stärker zu betonen, weil sie Gefahr laufen, wegen seiner proteischen Rhetorik verkannt zu werden. Droht doch selbst seinem kraftvollen Eintreten für deutsches Wesen, daß es zusammen mit andern nur wie die tauglichste Gebärde eines Schönredners wirke. Die unverkennbare Rednerbegabung Müllers hat ihm tatsächlich mehr geschadet als genützt. Sein Bestes geriet in die arge Lage, als Schaumschlägerei sich gewertet zu sehen. „Crème fouettée“ sagte Dorothea Schlegel. Müller hatte mehr zu bieten.

Die Zergliederung der ästhetischen Arbeiten Müllers hatte auf Schritt und Tritt Zusammenhang mit Schillers Denken festzustellen. Ich wage es, Müller einen wichtigen Weiterentwickler von Schillers Weltanschauung zu nennen. Das fällt um so mehr ins Gewicht, weil Müller als Romantiker gilt. Mehr als viele andere betone ich das Gemeinsame, das zwischen Schiller und der Romantik besteht. Allein Müller ist mit Schiller noch weit stärker verbunden; er bezeugt es auch ausdrücklich.

Vor Jahrzehnten, zu Beginn der Einleitung in Schillers philosophische Schriften innerhalb der Cottaschen Säkularausgabe (II, S. V), deutete ich an, daß Schiller ein Drittes Reich suchte, eine Vereinigung

antiker und neuer Kultur, eine Vereinheitlichung des zwiespältigen Menschen, eine Überwindung aller Einseitigkeit. Das ist für Schiller der wahre Sinn seiner Synthese der Antithesen zu einem Ideal. Ist es nicht auch der eigentliche Sinn von Müllers vermittelnder Kritik? Schon als auf diesen Blättern zum erstenmal Müllers Name zu nennen war (S. 47 f.), kündigte sich das an. Nimmt Müllers vermittelnde Kritik vieles vorweg, das dem 19. Jahrhundert immer lieber werden sollte, er baute auch mit an dem einen Gedanken, den dieses Jahrhundert vielleicht am dringlichsten durchzusetzen strebte, an dem Gedanken eines Dritten Reichs, wie es den Gesinnungsgeoffenen Jhsens vorschwebte.

Nachtrag

Gundolfs Aufsatz über F. Schlegel ist oben S. 74 und 84 mit Willen nach dem Erstdruck angeführt. Er ist in Gundolfs „Romantiker“ (Berlin-Wilmersdorf 1930 S. 9 ff.) übergegangen. Die erwähnten Sätze Gundolfs finden sich hier S. 13 f.

Zu S. 213: Lessings Satz „Es wird das neue Evangelium kommen“ erscheint auch in F. Schlegels Sonett „Lessings Worte“ von 1801 (Sämtliche Werke, 2. Ausg. 10, 15).